

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 214 (1935)

Artikel: Die 4500jährige Geschichte einer Insel
Autor: Keller-Tarnuzzer, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

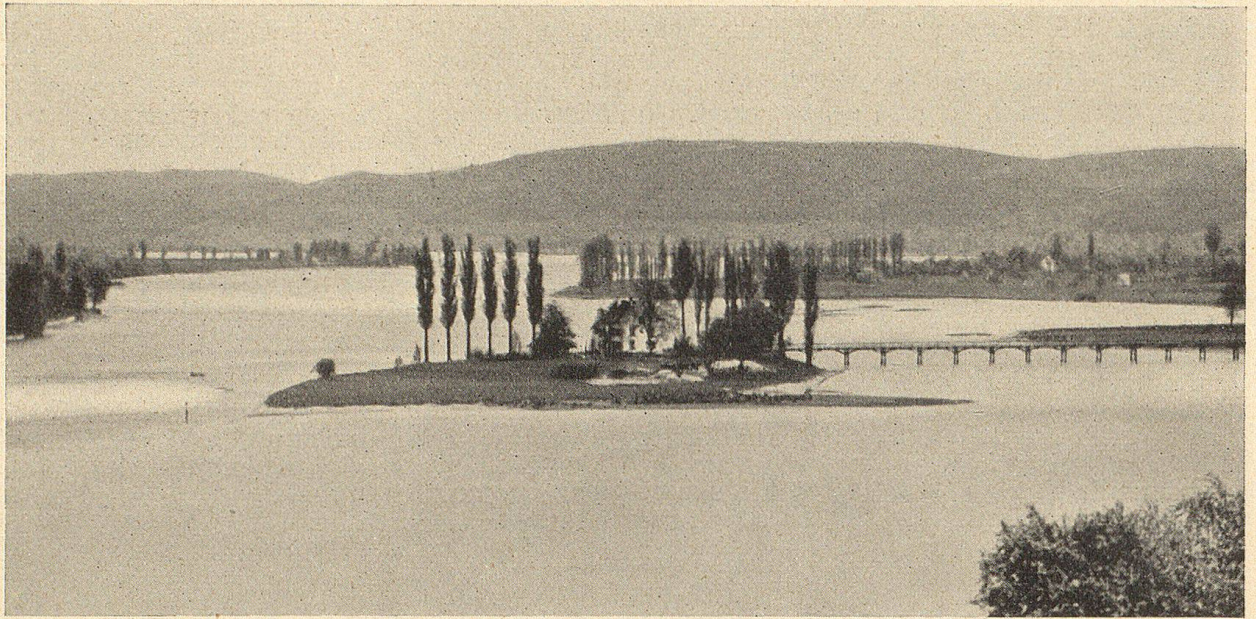


Abb. 1. Insel Werd von Burg-Stein aus. Im Hintergrund Seerücken und Untersee. (Phot. S. Egli, Zürich.)

Die 4500jährige Geschichte einer Insel.

Von A. Keller-Tarnuzzer, Frauenfeld.

Man singt das Lied von der Schönheit des Untersees nie aus! Niemand kann von sich sagen, daß er dessen Geheimnisse dermaßen kenne, daß er nicht immer wieder erstaunt wäre über die Fülle der Farben und herrlichen Linien, die jeden Tag neu den Betrachter entzücken. Wer hat Ermatingen, Arenenberg, Mannenbach und Salenstein je in der Pracht der Blütenbäume gesehen und sie vergessen können? Wer ist durch die engen Gassen von Berlingen und Steckborn geschlendert und liebt diese beiden Orte nicht? Wer kennt nicht den herrlichen Park von Mammern und die weiten Ufer von Eschenz und möchte nicht wieder dorthin zurückkehren? Der blaue See, die grünleuchtenden Höhen des Seerückens und die stillen Dörfer und kleinen Städtchen, eingebettet in diese satten Farben, sie gehören zum Intimsten, was unsere schweizerische Heimat kennt. Bei Eschenz verengt sich das Bett des Untersees, und ihm entströmt breit und ausladend der Rhein. Er umfließt nach kurzer Wanderung eine stille Insel mit einer stattlichen Pappelreihe und einer im Grünen verborgenen Kapelle. Dann aber zwingt er sich in eine enge Fahrbahn, die der Mensch mit einer kräftig gewölbten hölzernen Brücke überspannt hat zur Verbindung von Stein am Rhein mit dem linksrheinischen Burg. Ich will beileibe keinen Streit unter den schweizerischen Städten entfachen. Ich kenne sie fast alle, ich weiß von ihren verborgenen und offenen Reizen, ich liebe deren viele, aber die liebste ist mir

doch Stein am Rhein. Ich kann mir nicht helfen, aber ich kenne keinen Platz in der Schweiz, der sich mit dem Rathausplatz von Stein messen könnte, und ich kenne kein Klösterchen, in das ich so verliebt wäre, wie in das Klösterchen von Stein am Rhein. Wenn ich vor dem Klosterpförtchen am Rhein unter den in das Wasser hinunterhängenden Weiden stehe und hinüber blicke nach der alten Kirche von Burg, die mitten drin steht in der ehemaligen Römerfestung, und wenn ich hinauf blicke nach der Insel Werd, dann möchte ich beinahe wünschen, daß das Klösterchen seiner alten Bestimmung wiedergegeben und ich sein erster Inselasse würde.

Jetzt bitte ich den Leser, mit mir aus Stein hinaus über die hölzerne Brücke zu wandern, den schattigen Uferpfad hinauf bis nach Unteresehenz, dann hinüber über einen langen Steg nach der Insel Werd, wo uns ein Treppengiebelhaus und eine kleine Kapelle erwarten. (Abb. 1.) Dort wollen wir uns an der Uferböschung niedersetzen, vor uns in der Höhe das stattliche Schloß Hohentlingen und darunter das malerische Rheinstädtchen. Im Wasser schneiden flinke Faltboote die Wellen, Fischer pflügen mit mächtigen Rähnen den Seespiegel und senken ihre schweren Netze in die Tiefe, und gelegentlich läßt das Dampfboot aufwühlende Wellen bis zu unsern Füßen schlagen. Hier will ich die Geschichte einer Insel erzählen, wie sie wohl von keiner zweiten Insel unseres Landes erzählt werden kann.

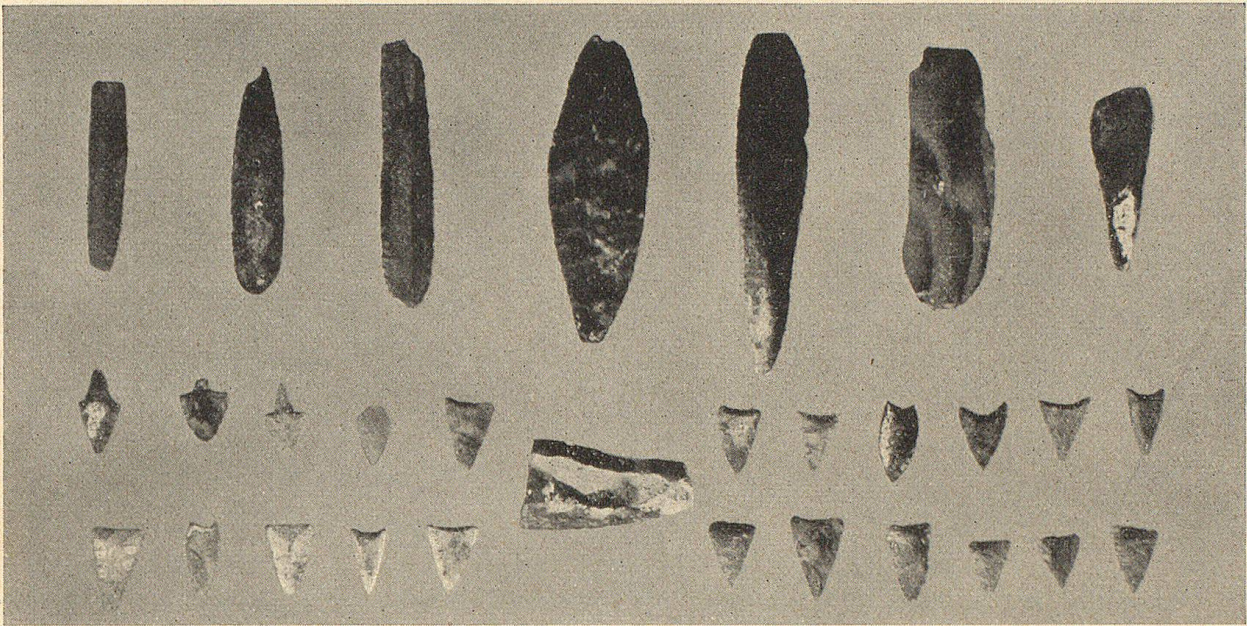


Abb. 2. Aus Feuerstein stellten die End-Steinzeitfiedler Pfeilspitzen, Schaber, Dolche, Lanzenspitzen u. Messer her.

Als vor vielen tausend Jahren die Gletscher, die das ganze Schweizerland bedeckt hatten, sich endgültig in die Berge zurückzogen, da lagerten sie mitten im heutigen Rheinbett eine Grundmoräne ab. Als das Seebecken sich mit den Schmelzwässern gefüllt hatte und der Rhein seinen Lauf nach dem Meere hin antrat, da floß er über diese Grundmoräne, die einst zur Insel werden sollte, hinweg. Noch niemand ahnte die Tiefe und blieb eine Untiefe durch viele tausend Jahre hindurch.

Da kam ums Jahr 2500 vor Christi eine Völkerwelle von französischem Boden her den Rhein herauf gezogen. Eine Gruppe davon erreichte auch den Untersee, die Gegend von Eschenz und Stein am Rhein. Die Ankömmlinge bemerkten mit ihren scharfen Augen wohl die Untiefe mitten im strömenden Rhein, und sie beschloßen sofort, sich hier niederzulassen. Mit vereinten Kräften fällten sie am Ufer Baum um Baum, schafften sie hinüber auf die Untiefe, und hier erstand im Laufe der Zeiten ein stattliches Pfahlbau dorf, das nach allen Seiten durch die Rheinrinne von zudringlichen Gästen geschützt war, das nur schwimmend oder im Einbaum erreicht werden konnte. Dort, wo sie die Bäume gefällt hatten, entstand eine Rodung, in welcher sie ihre Aecker und Gärten anlegten, wo sie auf Wiesen und wohl auch im nahen Unterholz ihr Vieh weiden lassen konnten. Ihr Handwerkszeug bestand aus Holz, Knochen und Stein; denn die Metalle kannten sie noch nicht. Aber ihre Steinbeile waren scharf, ihre Feuersteinwerkzeuge kräftig und werttauglich und ihre Knochenwerkzeuge zäh und

in der Arbeit oder als Waffen im Kampf nicht zu verachten. Die Weiber verfertigten, noch ohne Drehscheibe, große mächtige Töpfe, die zum Aufbewahren des Getreides dienten, und für den Haushalt stellten sie kleinere Töpfe, Krüge und Tassen her, die heute noch durch ihre schlichte und vornehme Form auffallen. (Abb. 3.) Für Verzierung ihrer Töpfe und Geräte scheinen sie keinen Sinn gehabt zu haben. Selten nur finden sich Fingereindrücke zu einem Zierband am Rand ihrer Geschirre aufgereiht. Es war offenbar ein Volk ohne große Phantasie, das tüchtig an seiner Tagesarbeit war, die darin bestand, der sie umgebenden wilden Natur seinen Unterhalt abzutrotzen. Das war um die Zeit, als in Aegypten bereits die ersten Pyramiden standen, als im fernen Osten also bereits Hochkulturen mit städtischem Prunk nach der Herrschaft über die ganze Welt zielten.

Aber wie später diese Hochkulturen zerfielen, so zerfiel auch diese erste Pfahlbauiedlung auf der Untiefe im Rhein. Warum dies geschah, wird uns wohl immer unbekannt bleiben. Wir wissen nur, daß nach einiger Zeit das alte Bild wiederkehrte: Wieder floß der Rhein über die Untiefe, die nicht mehr ahnen ließ, daß hier ein Dorf gestanden hatte. Nur in der Tiefe lag im Schutt und Sand der Trümmerhaufen mit dem Besitztum der fortgezogenen Pfahlbauer.

Da kam ums Jahr 2000, also im Zeitalter des Moses, eine neue Völkerwanderung, diesmal aus dem Norden Europas, an den Untersee, und auch diesmal entdeckten die Zuwanderer die gesicherte Stelle mitten im Rhein, und auch diesmal legten sie in fleißiger Arbeit einen Pfahlbau an dieselbe Stelle, wo früher



Abb 3.

Die ersten Pfahlbauer der Insel Werd verzierten ihre mächtigen Tongefäße wie die kleinen Töpfe noch nicht.

Schon ein solcher gestanden hatte. Diese neuen Leute kannten noch immer nicht den Gebrauch der Metalle. Ihre Werkzeuge ähnelten denjenigen der ersten Siedler, nur in einem unterschieden sie sich scharf von ihnen: sie verzierten ihre Töpfe, sowohl die großen wie kleinen, reichlich und in den mannigfaltigsten Formen. Wenn sie die Knochenwerkzeuge seltener verwendeten, so trachteten sie danach, größere und stärkere Feuersteinwerkzeuge und -waffen zu besitzen. Sie ließen aus Belgien zu diesem Zwecke den großen Feuerstein kommen, den sie in den Gletscherablagerungen und im nahen Jura nicht finden konnten und stellten daraus prachtvolle Lanzenspitzen und Dolche her. (Abb. 2).

Da kam ums Jahr 1800 vor Christi die Kenntnis des ersten Metalls in unser Land. Es war die Bronze, eine Mischung von 9 Teilen Kupfer mit 1 Teil Zinn. Um diese Zeit wurden die meisten steinzeitlichen Pfahlbauten unseres Landes verlassen, und die Bevölkerung ließ sich zum größten Teil auf dem Lande auf den Bergeshöhen nieder. Auch hier wissen wir nicht, warum dies geschah und warum auch die Siedler auf der Untiefe Werd diesem allgemeinen Zug folgten und ihren günstigen Siedlungsplatz verließen. Wieder zerfiel ein Dorf, das jahrhundertlang Leid und Freud seiner Bewohner auf den Plattformen über dem fließenden Rhein geduldig mit angesehen hatte, und wieder fiel Hab und Gut fleißiger Menschen auf den Rheingrund hinab, wo es treu wie das Rheingold bis in die Gegenwart hinein gehütet wurde. Und wieder floß der Rhein über die Untiefe und deckte mit seinen Schuttmassen die ganze Vergangenheit zu.

So blieb denn der Platz leer, bis um das Jahr 1000 vor Christi ein neues entscheidendes Ereignis eintrat. Damals senkte sich der See- und

Rheinspiegel, und dadurch trat die Untiefe als Insel an die Oberfläche des Wassers. Das war die Geburt der Insel Werd, dieses kostbaren Geschmeides der Untersee- und Rheinlandschaft. Sie geschah in der Zeit, als im fernen Osten Salomo regierte, dessen Ruhm über weite Länder hinging, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sagenhafte Gerüchte von ihm bis in unsere Lande gedrungen wären und wenn man sich in den Hütten der damaligen Bewohner der Schweiz zugerant hätte vom Weisen seiner Zeit.

Die neue Insel konnte unmöglich lange übersehen werden, sie verlockte zu neuer Bestiedlung, und es ging denn auch nicht lange, als ein ganzes Bronzezeitdorf auf ihr entstand. Häuser aus Balken gebaut, Häuser mit geflochtenen Rutenwänden und Häuser mit Schilfwänden, alle mit Lehm verkleidet, bedeckten die Insel Werd. Die Mehrzahl der Bewohner beschäftigte sich mit Landwirtschaft, für die über dem Rhein weite Felder offenstanden, oder mit Jagd, die in den ausgedehnten Wäldern sehr ergiebig gewesen sein muß. Damals lebten neben Reh und Hirsch und Hase und Wildschwein auch noch der Bär, der Wolf, der Luchs und anderes wildes Getier. Die Jagd befriedigte also sicher nicht nur das Nahrungsbedürfnis des Menschen, sondern auch dessen Leidenschaft. Aber auch zwei Handwerker bewohnten dieses Dorf: der Bronze gießer, der Waffen, Schmuck und Werkzeuge herstellte (Abb. 5) und der Töpfer, der mit feinem Geschmack zierliche Gefäße, anmutig verziert, herzustellen wußte. (Abb. 4.) Die Erforschung der Insel hat mannigfaltige Zeugen der Kunstfertigkeit dieser beiden Handwerker zutage gefördert, ein ganzes Museum könnte gefüllt werden mit all dem, was die fleißigen Bronzezeitleute der Insel Werd im Laufe der Jahrhunderte geschaffen haben. Zu den schönsten und

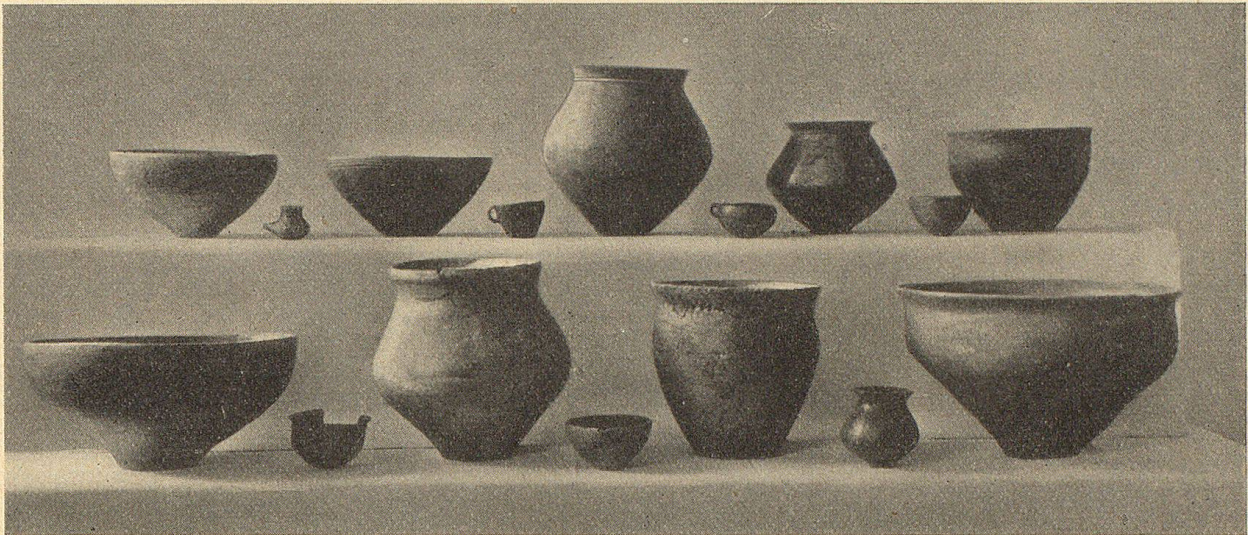


Abb. 4. Die Töpferei der Bronzezeit fällt durch ihre Eleganz und die hübschen Verzierungen auf.

merkwürdigsten Funden gehören die Zeugen religiösen Lebens bei den Bronzezeitmenschen. Da fanden sich zunächst eine große Menge Mondbilder, alle aus Ton hergestellt, von denen mehrere von bisher ganz unbekannter Schönheit und tadellos erhalten waren. Sie waren religiöse Symbole, wie heute dem Christen das Kreuz religiöses Symbol ist. Vermutlich standen sie auf kleinen Hausaltären, vielleicht waren sie auch über den Türen angebracht. Ihre große Zahl deutet darauf hin, daß die Werdbewohner mehr als andere gleichzeitige Siedler dem Mondkultus huldigten. Auch ein Räuchergefäß wird wohl unter die kultischen Geräte zu rechnen sein, und drei bronzene Amulette, von denen eines ebenfalls das Mondbild trägt, dürften wohl auf dem Leibe ihrer ehemalige Besitzer getragen worden sein.

Leider konnte sich das Inseldorf keiner ruhigen Entwicklung erfreuen. Wir wissen, daß in der späten Bronzezeit eine große Hochwasserkatastrophe Mitteleuropa heimgesucht haben muß. Ungezählte Siedlungen gingen damals zugrunde; ihre Bewohner mußteten sich auf die Höhen flüchten, vorübergehend in Höhlen und unter Felsüberhängen niederlassen. Auch unsere Werdeleute mußteten, als der Rhein immer höher stieg und die ersten Wellen über die ganze Insel hinwegspülten, ihr Heim verlassen und vom jenseitigen Ufer her zuschauen, wie Bau um Bau in Trümmer sank und in den tobenden Wellen verschwand. Aber jedes Unglück nimmt einmal ein Ende, und als die Wasser sich verlaufen hatten, als die Insel von den Wellen freigegeben war, da ließen sich die gleichen Leute, die soviel Ungemach zu erdulden gehabt hatten, auf dem ihnen so lieb gewordenen Boden doch wieder aufs neue nieder. Das Dorf erstand in seiner alten Stattlichkeit und Behaglichkeit. Das Leben nahm seinen Fortgang.

Im 8. Jahrhundert vor Christi, also in der Zeit der Gründung Roms, wurde die Bevölkerung unseres Landes mit dem Eisen bekannt. Das eiserne Zeitalter begann. Große Veränderungen vollzogen sich damit auf unserm Boden. Die vielen Pfahlbauten, die damals noch bestanden, wurden alle verlassen, auch die Bewohner der Insel Werde zogen ab. Man ließ sich auf dem Lande nieder, in Tälern und auf Höhen, und nicht lange dauerte es, da überzogen die Kelten unser Land mit Krieg und Eroberung. Die Helvetier, ein keltischer Volksstamm, zogen ein und beherrschten das eingeseffene Volk. Die Helvetier aber konnten sich nicht lange ihrer Herrschaft erfreuen. Im Jahre 58 v. Chr. wurden sie von Cäsar in blutigen Kämpfen besiegt. In Eschenz, gerade gegenüber der Insel Werde, bauten die Römer aus Erdwällen und starken Holzpalissaden ein Kastell, eine Römerfestung, die dem Schutz des römischen Reiches gegen die Germanen, die jenseits des Rheines standen, dienen sollte. Von diesem Kastell aus wurde ein Vorposten auf die Insel Werde gesetzt, der sich dort ein einfaches Haus baute zum Schutz gegen die Unbill der Witterung und zur Behausung. Das ganze erste nachchristliche Jahrhundert hindurch spähten Legionäre nach dem rechten Rheinufer hinüber. In ihrer freien Zeit huldigten sie dem Würfelspiel, so wie es heute unsere Soldaten mit dem Fassen tun. Den Würfel, den sie dazu verwendeten, haben wir noch gefunden und dem thurgauischen Museum in Frauenfeld übergeben. Ums Jahr 100 n. Chr. herum gelang es den Römern, die Grenze ihres Reiches weit nach Deutschland hinaus zu verlegen. Damit waren sowohl Kastell als Vorposten auf der Insel nutzlos geworden. Sie wurden beide aufgegeben. Was aber blieb, das war die römische Zivilniederlassung, die sich neben dem Kastell an

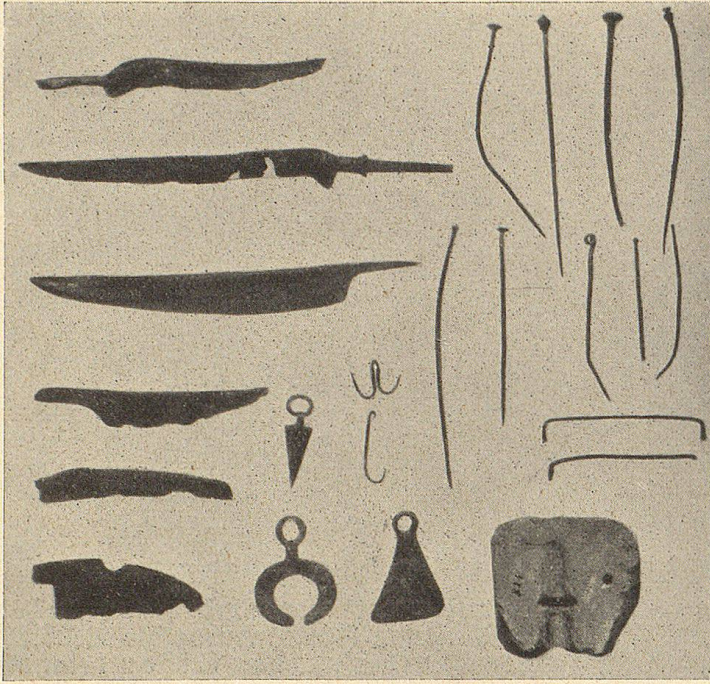


Abb. 5. Messer, Gewandnadeln, Angeln, Amulette wurden in sandsteinernen Gußformen hergestellt.

der Stelle des heutigen Eschenz gebildet hatte und den Namen Tasgetium trug. Jetzt, da beidseitig des Rheines römisches Land war, wurde das Bedürfnis nach Verkehr zwischen beiden Ufern äußerst reger. Man weiß, daß der Handel im römischen Reich blühte, daß gallischer Wein bis an den Bodensee verhandelt wurde, daß die großen Töpfersfabriken in Süd- und Nordfrankreich ihre Ware bis nach Osteuropa verfrachteten und daß der Norden Europas seine Produkte wie z. B. Pelze in Rom selbst zum Kaufe anbot. Ein ungeheures Straßennetz überzog das ganze damalige römische Reich. Allüberall hin waren rasche Verbindungen vorhanden und der Fahrverkehr für Lasten und Personen war bis ins feinste organisiert. Sogar über die Alpen hinüber führten fahrbare Straßen. Auf Julier und Großem St. Bernhard standen Passheiligtümer, in denen die Reisenden für glückliche Fahrt den Göttern dankten.

So wurden denn auch die Ströme Europas, soweit sie in römischem Besitz waren, allüberall überbrückt, und eine Brücke, aus starken Pfählen aufgerichtet, führte auch von Tasgetium nach der Insel Werd und von dort nach dem rechten Rheinufer hinüber. Der Eschenzer Brückenkopf dieser Brücke war noch im Jahre 1750 zu sehen und wurde damals leider abgebrochen, und seine Steine verwendete man zum Bau der Obermühle in Stein am Rhein. Die Pfähle im Rhein mit ihren eisernen Pfahlschuhen wurden zum größten Teil erst von der letzten Generation ausgerissen, und es gibt noch

viele alte Leute, die sich noch recht gut an sie erinnern. Sie seien der Schiffahrt und dem Fischfang im Wege, hieß es, und so mußten sie, wie so vieles andere, dem Materialismus unserer Zeit weichen.

Im dritten Jahrhundert nach Christi endlich gelang es den Germanen, die Römer aufs neue an den Rhein zurückzudrängen. Unser Gebiet wurde wiederum Grenzland wie im ersten Jahrhundert. Jetzt wurde die Brücke zur Gefahr. Sie konnte den Germanen bei ihren Angriffen dienen. Aus diesen Gründen wurde sie abgebrochen. Ein neues Kastell, diesmal aus Stein gebaut mit stattlichen Ecktürmen, erstand auf Burg, dicht gegenüber von Stein am Rhein. Die Siedlung von Tasgetium blieb, wo sie war und zeigte weiterhin ein blühendes Gemeindeleben. Die Insel Werd aber erhielt merkwürdigerweise keinen Vorposten mehr; sie blieb unbewohnt während dieser Zeit.

Das fünfte Jahrhundert brachte unserem Lande einen großen politischen Umschwung. Die stetsfort andrängenden Germanen vertrieben die Römer aus Helvetien und legten sich als neue Herrschaft auf das Volk. Sie brachten ihre Kultur, ihre Sprache, ihre Gemeinde-

ordnung und manches andere. Viele Dörfer wurden von ihnen gegründet, viele bereits bestehende Siedlungen alamannisiert. So ging es auch mit Eschenz. Wir wissen es nicht sicher, aber verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß die Alamannen damals auf der Insel Leichenbestattungen vornahmen. Noch konnten diese Gräber nicht gefunden werden. Vielleicht sind sie auch in den letzten Jahrhunderten durch den Rebbau zerstört worden. Tatsache ist, daß sich Funde auf der Insel bei der Durchforschung zeigten, die deutlich auf alamannische Gräber hindeuten.

Im 8. Jahrhundert wurde die Insel Werd Zeuge eines stillen Heldentums. Im Kloster St. Gallen regierte damals Abt Otmar, der der zweite Gründer des Klosters genannt wird. Otmar war ein Kirchenfürst von großer Bedeutung und starkem Charakter. Als die weltlichen Fürsten bisher nicht gefannte Rechte auf das Kloster geltend machen wollten, da kämpfte Otmar bis zum Rande seiner Kräfte um die Freiheit des ihm anvertrauten Klosters. Er unterlag. Seine Feinde entledigten sich seiner, indem sie ihn auf die Insel Werd verbannten. Dort starb er, geschwächt durch Alter, seelische Leiden und körperliche Krankheit im Jahre 759, am 16. November, dem Otmarstag. Er wurde auf der Insel selbst begraben und seine Gruft ist heute noch in der Kapelle zu sehen. Trotzdem der heilige Otmar 10 Jahre später rehabilitiert und sein Leichnam nach St. Gallen überführt wurde, wo er heute bestattet ist, blieb die Insel

Werd bis auf den heutigen Tag Wallfahrtsort, auf dem sich jeden Mittwoch nicht gerade viele, aber umso treuere Wallfahrer einfinden.

Im Jahre 934, also vor 1000 Jahren, wurde bei der Zelle des heiligen Meinrad im Finstern Wald das Kloster Einsiedeln gegründet. Vierundzwanzig Jahre später, also im Jahre 958, schenkte Kaiser Otto I. diesem Kloster Güter im Gehöfte Askinza, das ist das heutige Eschenz, welche vordem dem schwäbischen Grafen Gunttram gehört hatten, und die infolge Hochverrats durch den Besitzer in kaiserliches Eigentum übergegangen waren. Zu diesen Gütern gehörte auch die Insel Werd.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Kapelle öfters umgebaut. An ihrer Seite entstand ein Wohnhaus, das lange Zeit hindurch als Pfarrhaus für Eschenz diente. Erst in neuester Zeit wurde in Eschenz selbst ein Pfarrhaus errichtet. Der heutige Bau auf der Insel stammt aus dem Jahre 1899 und wurde in den letzten Jahrzehnten an verschiedene Personen vermietet.

Zu den interessanten Jahren der Inselgeschichte gehören auch die letzten. Vor einiger Zeit ließ sich auf der Insel zu einem stillen und geruhamen und doch nicht müßigen Lebensabend ein Einsiedler Vater nieder, der es in der Welt zu hohen Würden gebracht hat. Erzbischof Neuhammer war lange Jahre in Bukarest ein bedeutender Kirchenfürst, der nicht nur die ihm anvertraute rumänische Kirche mit Umsicht und großem Geschick leitete, sondern auch als Wissenschaftler sich einen Namen von gutem Klang schuf. Ihm ist heute die Sorge um das stille Eiland anvertraut, und wer ihn kennt, der weiß, daß es keinen würdigeren Hüter geben könnte.

Im Jahre 1931 begann der Verfasser dieser Zeilen, veranlaßt durch die Kommission zur Erforschung der Bodenseepfahlbauten, die von der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte eingesetzt worden war, und mit Mitteln dieser Gesellschaft, der Kantone Zürich und Thurgau und verschiedener Gemeinwesen sowie Privater, mit großen Sondierungen, die den ersten Blick in die ganze Urgeschichte der Insel Werd schenken. In den Jahren 1932 und 1933 grub er in vielmonatiger Arbeit auf der Insel nach den Spuren der ältesten Bewohner. Alles das, was in den vorstehenden Zeilen über die Zeiten vor dem heiligen Otmar zu lesen ist, wurde in diesen Ausgrabungen erschlossen. Tausende und Tausende von Funden wurden gehoben. In ungefähr 200 Kisten wurde das so gesammelte Material geborgen. Im April 1934 fand in Frauenfeld eine Ausstellung dieser Funde statt, die viele Besucher aus der ganzen Schweiz anlockte und die Fülle der ausgestellten Gegenstände bildete die Verwunderung aller Besucher, trotzdem nicht einmal der zehnte Teil des geborgenen Gutes zur Ausstellung kam. Große



Abb. 6. In der untersten Pfahlbauschicht waren Pfähle und liegende Balken noch erhalten.

europäische Forscher erklärten, daß sie in ganz Europa keine Stelle kennen, die auf so kleinem Platz eine so große Menge von Funden ergeben hätte. Und dabei waren es Funde, die sich im ganzen über einen Zeitraum von nicht weniger als 4500 Jahren erstrecken. Natürlich kann sich die Insel Werd nicht mit Pompeji, nicht mit Troja, nicht mit ägyptischen Fundstellen messen. Die Schätze, die hier ans Tageslicht befördert wurden, sind nicht von der Art, wie sie in den Mittelmeerkulturen gehoben werden. Und doch ist ihr kultureller Wert nicht geringer anzuschlagen, und doch ist ihr Wert für die Geschichte unserer Heimat ein bedeutend größerer. Der bekannte Schriftsteller Hermann Hiltbrunner hat nicht mit Unrecht vor ein paar Jahren geschrieben: „Was kümmert mich ein ägyptisches Königsgrab mit all seinem Prunk, seinem Gold und seinen Edelsteinen, für mich ist ein einfaches Steinzeitgrab der Schweiz viel wichtiger; denn es enthält die Gebeine meiner Vorfahren. Es enthält Funde, die in direkter Linie zu unserer heutigen Kultur hinführen.“ Hätte Hiltbrunner damals schon die Ausgrabungen auf der Insel Werd gekannt, er hätte gesagt, daß ihm dieses schweizerische Pompeji wichtiger sei als das römische; denn es weist einen wertvollen Weg zum Verständnis unserer heimischen Kultur, es bringt uns die vaterländische Erde näher.